

Die Zeitungs-Welt

Nr. 12

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

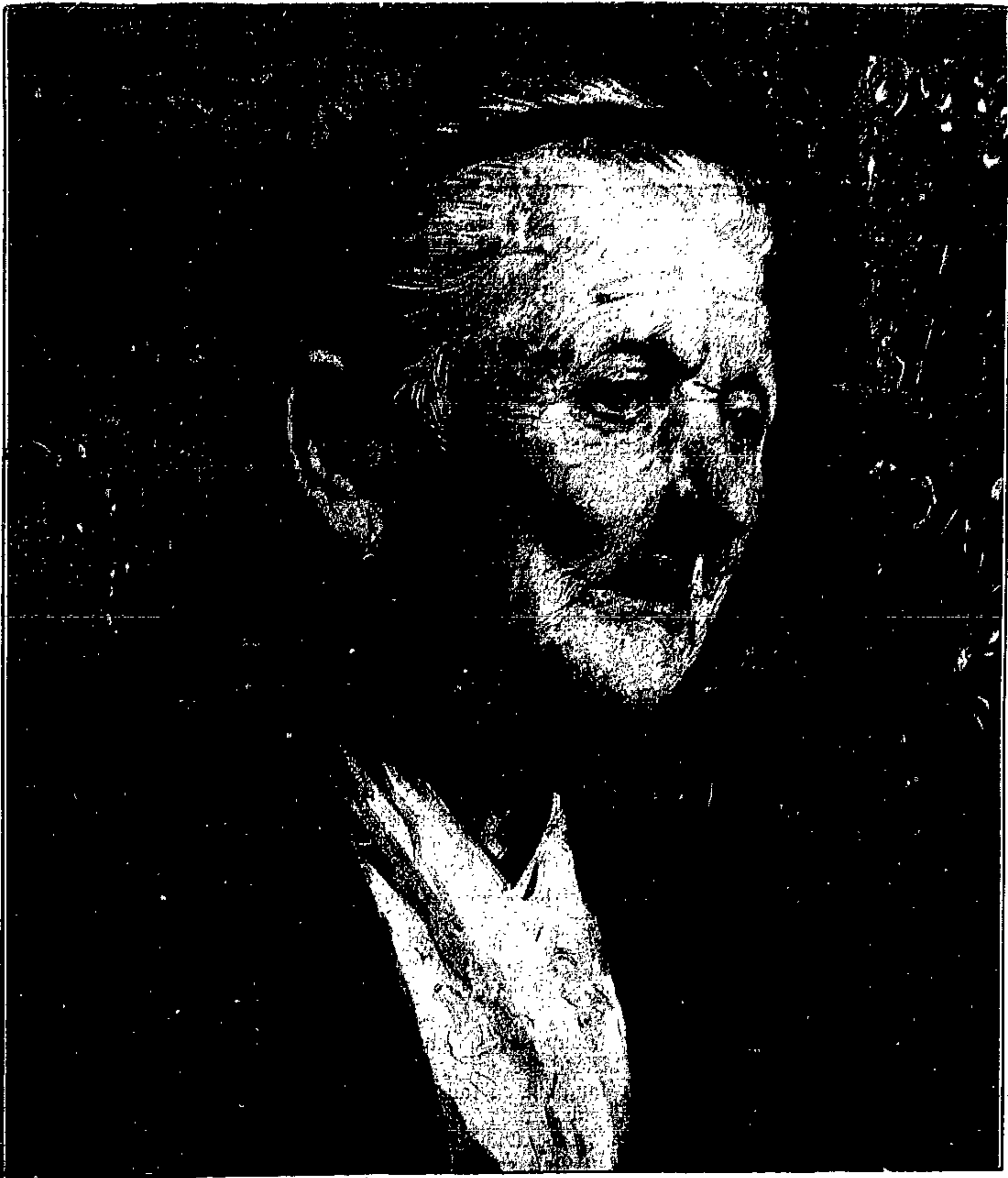
(Fortsetzung.)

Waldi sah die Stöchin furchtsam von der Seite an, als hätte er verstanden. Als aber die alte Frau sich seiner annahm und ganz aufgebracht der Wetti erklärte, das werde sie bestimmt nicht tun, da habe sie, die Hausfrau, doch auch noch „ein Wörtl“ dreinzureden, da schwoll dem noch gerade sehr zerknirschten Ständer im Bewußtsein einer so mächtigen Stütze gewaltig der Kamm, und er erhob auch sofort ein wütiges Gebell der Empörung. Brummend und tief gekränkt verließ Wetti den Schauplatz dieser unwürdigen Szene, kam aber bald darauf zurück, die Arme in die Seiten gestemmt, den Kopf trozig zurückgeworfen. „Ich mach nun meine vierzehn Täg“, sagte sie entriistet, und sie sei zwar schon viele Jahre „im Haus“, da war die junge Frau noch so klein — sie zeigte es im übertriebenen Maßstab — und sie sei schon bei vielen Herrschaften gewesen, bei sehr noblen, sogar bei einer Herrschaft, die einen großen Hund gehabt habe, einen so großen Hund — sie zeigte jetzt in Mannshöhe — aber das sei ihr noch nie passiert, daß man dem Hund vor ihren Augen recht gegeben hätte. Das lasse sie

sich nicht gefallen und in so einem Hause bleibe sie nicht länger. — Die alte Frau nickte bloß und ließ sich's gar nicht nahegehen. In den

zwanzig Jahren, die Wetti in ihrem Hause war, hatten sich solche „Stündigungen“ schon an die hundert Male wiederholt, in den letzten

Jahren mit verstärkter Häufigkeit. Man nahm es gar nicht mehr ernst, und auch Wetti sprach, wenn sie ihren Aerger zum Ausdruck gebracht hatte, eine Viertelstunde später nicht mehr davon. Stolz erhobenen Hauptes ging sie die Verandastreppe hinunter, die alten, runzligen Wangen glühten vor Erregung. — Nun setzte man sich endlich zu Tische. Kralls Wesenheit war plötzlich geschwunden und er machte fortwährend Späße über das soeben erlebte Abenteuer. „Ein Glück“, sagte er jetzt, eifrig schluckend und lachend, „daß ich nicht dem großen Rötter begegnet bin, der hätte mich noch ganz anders zugerichtet.“ — „Welchen Rötter meinen Sie denn, Herr Krall?“ fragte Frau Bollinger neugierig. „Haben Sie denn noch einen Hund hier gesehen?“ — „Nein. Aber draußen steht ja auf der Tafel: „Scharfe Hunde!“ Und der Schubiak da, diese Kröte — oh, ich bitte um Entschuldigung, Frau Bollinger!“ rief er, wie ein Knabe errötend, „war sehr unpassend, was ich gesagt hab — das ist doch kein scharfer



Studienkopf. Nach einem Gemälde von Carl Probst.

Gund, so ein Dackel." Frau Bollinger lachte herzlich. Ihre sanften Blicke verschönten sich durch den ungewohnten, heiteren Ausdruck im leicht geröteten Gesicht.

"Na, vor dem scharfen Gund brauchen S' Ihnen net zu fürchten, Herr Krall," rief sie, immer von neuem auflachend, "das steht ja nur auf der Tafel, damit keiner net hereinkommt."

"Ja," sagte die alte Frau erklärend, "so Gansierer, Strowoten, Juden und solches G'sindel, da mißt man sich ja immer fürchten, daß s' einem was mitgehen lassen."

Krall bekräftigt jetzt. "Ah sol Aber das Tierchen kanns auch!" rief er, wehmütig seine Gose betrachtend. "Ich hab nie gewußt, daß ein Dackel so wild sein kann."

"Er kennt Ihnen ja net, lieber Herr Krall," sagte Frau Bollinger, "er g'hört der Hausmeisterin, die den ganzen Winter allein heraußen ist. Ein Fremder kommt nie ins Haus, wegen der Tafel, da is 's kein Wunder, daß der Gund so springgiftig worden is, wie er einen fremden Menschen g'rochen hat. Werden S' sehen, jetzt tut er Ihnen nie mehr was. Is ein sehr lieb's Viecherl. Die Mutter laßt nix auf ihn kommen. Sie haben 's ja g'sehen, wie sie sich wegen ihm sogar mit der Wetti zerstritten hat. — Die Wetti, die is nämlich auch so ein Herzfinklerl von ihr, 's nächste nach 'm Gund. Zuerst kommt der Walzl, dann die Wetti und dann die anderen Menschen, die s' auch noch gern hat. Net wahr, Mutterl," rief sie voll Uebermut, "wenn 's jetzt heißen möcht, wen geben S' lieber fort, den Gund oder die Wetti oder mich, Sie tätensich's net lang überlegen? Was, Mutterl?"

Die alte Frau streichelte mit liebevoller Zärtlichkeit den Gund, der jetzt auf ihrem Schoße lag. Sie schwieg. Auf eine so pietätlose Frage gab es einfach keine Antwort. . . .

Die Sonne war ganz untergegangen. Ueber dem Wald lagen tiefe Schatten. Der goldige Schimmer des Nachmittags war verfliegen. Glühend rot glühten noch die Wölkchen am blaugrauen Abendhimmel. Der feuchte Hauch der Erde kühlte die Luft. Die alte Frau erhob sich und erklärte kategorisch, jetzt müsse man ins Zimmer, der "Niederschlag" komme. Da könne man sich das "Meißen" zuziehen.

Wetti brachte die Lampe und zündete sie an. Die Kündigung war schon vergessen. Die gutmütige, dicke Alte sah Krall mit freundlichem, wohlwollenden Lächeln ins Gesicht und fragte ihn ganz schämig, ob sie ihm seine Gose zusammensetzen dürfe, die das "Mistvieh" — sie warf dabei einen trohigen, herausfordernden Blick auf die Frau des Hauses — zerrissen hätte. So könne doch Herr Krall nicht wieder nach Wien fahren.

Frau Bollinger erhob lächelnd den Finger, wie zu einer Drohung. "Na, wissen S', Herr Krall," sagte sie gutlaunig, "wenn ich ein junges Mädel war, das Ihnen gern hat, ich möcht eiferlichstlich werden." — Krall errötete, als wäre er das junge Mädchen — "das is ja nimmer schön, was die Wetti mit Ihnen treibt."

Jetzt flammten Wettis runzlige Wangen, und die gemüthliche, alte Person lachte aus vollem Herzen zu diesem köstlichen Spaß der jungen Frau, die sie schon lange nicht so lustig gesehen hatte. Sie war überglücklich, daß sie selbst der Anlaß für die gute Laune ihrer Herrin war.

"Die ganze Zeit fragt i' schon alleweil, wann kommt denn der Herr Krall," fuhr Frau Bollinger voll Uebermut fort, "und kommt denn der Herr Krall noch net? Na, heut haben S' endlich Ihren Herrn Krall, Wetti. Bin schon neugierig, was i' Ihnen da zum Nachtmahl z'samm'braten hat vor lauter Lieb, Herr Krall!"

Krall lächelte stumm und erhob sich auf einen energischen Wink Wettis. Sich fort-

während ziemlich linksich gegen die beiden Frauen verbeugend, ging er nach rückwärts gegen die Türe zu, bis er in der Meinung, sie wäre offen geblieben, mit beiden Absätzen so laut an sie anschlug, daß die oben eingefügten Scheiben erzitterten und die alte Frau erschreckt aufsprang, als wenn das Haus zusammengeklüppert wäre. Kralls genagelte Vergeltung, die er immer trug, wenn er aufs Land fuhr, waren in der Tat geeignet, bei einem derartigen Zusammenstoß ein donnerähnliches Dröhnen zu erzeugen und damit unvorbereiteten, furchtsamen Menschen Angst einzujagen.

Sogar Walzl war plötzlich aus seiner bequemen Ruhelage auf die Beine gesprungen, hatte mit vorgestrecktem Kopf die Ohren gespitzt und einige Male laut und herausfordernd aufgebellt, dann aber, als hätte er noch die unangenehmen Folgen zu großen Pflichteifers im Gedächtnis, sich gleichgültig wieder hingestreckt, offenbar in der festen Absicht, nie im Leben mehr die Dummheit zu begehen, gewissenhaft zu sein. Sein Blick war wenigstens danach, als wollte er den undankbaren Menschen seine tiefste Verachtung zeigen und ihnen praktisch den Beweis erbringen, zu welchen Folgen ihre Unberaumt führen könne.

Stotternd und von dunkler Röte überflossen, entschuldigte sich Krall. Wetti fragte ihn teilnahmsvoll und besorgt, ob er sich weh getan hätte. Auch Frau Bollinger erkundigte sich, ob ihm etwas geschehen sei, während die alte Frau der Köchin den Auftrag gab, doch nachzusehen, ob die Scheiben ganz geblieben wären.

Als Krall draußen war, ärgerte sie sich über den "ungeschickten Menschen", der "gar keine Lebensart" hätte, und konnte es nicht begreifen, was ihre Tochter an ihm "für einen Narren gefressen" hätte. Ein ganz gewöhnlicher Photograph, ein Arbeiter! Und wie er angezogen sei! Als Hausfrau mit einem solchen Menschen zu verkehren, ihn sogar aufs Land zum Essen einzuladen — na, wenn sie es gewagt hätte, ihrer Mutter so jemand ins Haus zu bringen, da wäre sie schon angekommen. Aber die heutige Jugend, fuhr sie voll Mergers fort, die sei gescheit und gebildet, die habe die Weisheit mit Scheffeln gegessen, bei der gelte das Wort einer alten, erfahrenen Frau gar nichts, die gehe nur nach ihrem eigenen Kopf. Sie habe ja schon gesehen, bemerkte sie zu ihrer Tochter, wohin sie damit komme.

"Mit Dein' Mann war's grad so," fuhr sie mit der unerbittlichen Härte und Rücksichtslosigkeit fort, die alten Leuten immer eigen ist, wenn sie ihre Eitelkeit verletzt fühlen, "ich hab Dich g'warnt vor dem Lumpen —"

Ein schmerzvoller, flehentlicher und doch fester Blick ihrer Tochter traf die alte Frau, und sie verstummte erschreckt. Nichtsahnend kam Krall ins Zimmer, sein harmlos gutmütiges, kindlich frohes Lächeln auf den Lippen. Auf dem bartlosen Gesicht lag glückliches Behagen. Voll Freude erzählte er mit anheimelnder Weitschweifigkeit, wie gut ihm die Wetti die Gose zusammengeknüpft hatte, man merke gar nichts.

"Da, schauen Sie einmal her, Frau Bollinger," sagte er gemüthlich und stellte den plumpen, fetigen Schuh auf den Sessel neben die junge Frau.

"Is doch ein lieber Kerl," dachte Frau Bollinger im stillen, "ohne Fagen, natürlich, wie ein Kind." —

Beim Abendessen wollte das Gespräch nicht mehr vorwärts. Von der alten Frau ging eine eisige Kühle aus, die sich auf alle legte. Frau Bollinger besaß nicht die Geschicklichkeit, eine nichtsagende Konversation einzuleiten, und Krall fehlte diese Gabe erst recht. So verging die Zeit sehr langsam. Krall fühlte sich unbehaglich, wußte aber nicht, wie er es anstellen sollte, um sich zu verabschieden. Er war noch nie irgendwo zu Gast gewesen.

Da kam plötzlich Toni ins Zimmer, mit glückseligem, geröteten Gesicht, festig über die Versöhnung mit ihrem "Berehrer".

"Küß d' Hand!" rief sie laut und aufgeräumt. So hatten die beiden Frauen das blasse, morose Mädchen noch nie gesehen.

"Schon zurück, Toni?" fragte die alte Frau. "Wo waren S' denn?"

"Na, mit einer Freundin ein bißl spazieren!" sagte Toni tief Atem holend. "Ich hab's ja der gnä Frau g'sagt, höchstens um zehn Uhr bin ich wieder z' Haus," fügte sie fittsam stolz hinzu. . . . "Grad is 's zehnel!"

Da sprang Krall ganz entsetzt auf. Die Damen mögen nicht böse sein, daß er schon gehe. Er müsse unbedingt fort. Morgen müsse er um zwei Uhr aufstehen — eine dringende Bestellung auf eine Photographie einer Praterlandschaft vor Tagesanbruch. Er bitte vielmals um Entschuldigung, er könne wirklich nicht länger bleiben. . . .

Beim Abräumen erzählte Toni mit auffallender Geschwätzigkeit, wie schön der Spaziergang gewesen war. Frau Bollinger hörte gar nicht zu. Sie sah versunken da und blickte erst auf, als die Mutter sich erhob und mit ihrer harten Befehlsstimme sagte, es sei schon Zeit zum Schlafengehen. Mit einem feinen, anmutigen Lächeln auf den Lippen folgte sie der alten Frau, den Leuchter in der Hand. . . .

Es war schon spät, als Krall nach Hause kam. Aber er konnte noch nicht zu Bett gehen. Frau Thomas empfing ihn mit der neuesten Nachricht, daß Bunder auf und davon gegangen sei, und begleitete ihn mit ihren an dieses ungeheuerliche Ereignis geknüpften Mandglossen sogar bis in sein Dachzimmer hinauf, immerfort schwachend und neue wichtige Momente anführend. Selbst Kralls mehrmals wiederholte Betenerung, daß er ohnehin alles wisse, und zwar von Bunder selbst, der es ihm heute nachmittags mitgeteilt hätte, konnte die redselige Frau nicht veranlassen, ihr Opfer freizugeben. Sie wich nicht von der Stelle und begann immer von neuem über die "interessante G'schicht" zu sprechen, und so etwas habe sie, so lange sie Hausmeisterin sei, noch nicht erlebt.

Zaghaft machte Krall sie darauf aufmerksam, daß sie doch hier oben leicht überhören könne, wenn jemand läute und Einlaß begehre. Doch sie verschonte seine Bedenken mit der beruhigenden Versicherung, daß schon alle zu Hause seien. Vor einer Stunde habe sie es den Wendelschen mitgeteilt, wie sie gerade nach Hause gekommen seien, und sie hätte bis jetzt mit ihnen darüber "diskutiert".

Da wurde es Krall ängstlich zumute, und der Gedanke, Frau Thomas könnte sich vielleicht auch bei ihm veranlaßt fühlen, eine Stunde lang zu "diskutieren", verlieh ihm eine ungewöhnliche Energie. Fest entschlossen, das bißchen Schlaf, das ihm noch gegönnt war, mit aller Macht zu verteidigen, begann er sich mit der Bemerkung, daß er zeitig aufstehen müsse, so gründlich zu entkleiden, daß Frau Thomas laut aufreißend das Zimmer verließ und mit der ganzen Wucht ihrer beleibten Persönlichkeit die Treppe hinunterpolsterte.

8.

Im ganzen Hause wurde von nichts anderen gesprochen als von Bunders plötzlichem Verschwinden. Wie ein mit bösem Gewissen belasteter Verbrecher, der keinem ehrlichen Menschen in die Augen sehen kann, war er gegangen, sagte man, plötzlich und unermutet, heimlich und ohne Abschied. Nicht einmal der Frau Thomas, die doch zu Hause gewesen war, hatte er adieu gesagt. Und sie hatte ihm doch nie im Leben etwas in den Weg gelegt, sagte sie jetzt voll fittlicher Enttäuschung, wenn sie von diesem skandalösen Vorfall erzählte. Und sie erzählte davon jeden, dessen sie habhaft wurde.

Sie hatte auch allen Grund empört zu sein, die Frau Thomas. Gleich am selben Abend

hatte Frau Wondraschek, Winders Vermieterin, Lärm geschlagen und im Hof herumgeschrien, was für eine „Schlamperei“ in diesem Hause herrsche. Da gehe ein Mann mit einem Koffer beladen gerade an den Fenstern der Hausmeisterin vorüber, und die Frau Hausmeisterin, die habe keine Augen, die sehe gar nichts. Ausgeplündert und bestohlen könne man werden, am helllichten Tage, ohne daß die Frau Hausbesorgerin davon eine Ahnung habe. Das sei ihr eine schöne Ordnung, und sie werde es gleich der Hausfrau schreiben, und fragen werde sie, ob so eine Hausmeisterin die richtige sei, um das Vertrauen der Hausfrau zu besitzen, und ob es nicht viel Würdigere gebe.

Damit meinte sie sich. Seit Jahren spitzte sie sich auf diesen einträglichen und eritrebenswerten Posten, der ihr die ewige Sorge um den Mietzins abgenommen und noch obendrein ein hübsches Stück Geld hereingebracht hätte, ohne sie in ihrer Beschäftigung zu hindern.

Deshalb war Frau Thomas so empört. Sie begriff ganz gut, worauf die Wondraschek loszielte, und mußte sich ansehen, daß die Gelegenheit für die Wäscherin jetzt sehr günstig war. In solchen Dingen verstand die alte Hausfrau keinen Spaß. Die Sache konnte sehr schief gehen, denn alle Parteien hielten sich über diese grobe Pflichtverletzung der Hausmeisterin auf, außer dem gutmütigen Herrn Krall, der sich alles gefallen ließ. So machte sich denn die ängstliche Erbitterung der Frau Thomas dadurch Luft, daß sie gegen Winder loszog, diesen unaufrichtigen und böshafte Menschen, von dem sie es immer gewünscht haben wollte, daß es mit ihm einmal ein böses Ende nehmen würde.

Das war ein glücklicher Griff, den sie damit machte. Als Frau Wondraschek über Winder schimpfen hörte, den gemeinen Menschen, der daran schuld war, daß die Kammer jetzt keinen Mieter hatte, stimmte sie sofort in die Justifizierung des Verhassten ein, allen Groll und alle Feindschaft vergessend, die zwischen ihr und Frau Thomas bestand. Nun waren sie ein Herz und eine Seele, und das ging so weit, daß die eine immer den von der anderen begonnenen Satz beendete und zum nächsten die einleitenden Worte sprach, worauf die andere mit stammeswerter Schlagfertigkeit die passende Fortsetzung fand. Die beiden Frauen schlossen neue Freundschaft. Der gemeinsame Haß, den Frau Thomas geschickt zu schüren wußte, war der Kitt, mit dem der Bund zusammengefügt wurde.

Und Frau Wondraschek brauche sich keine Sorgen zu machen, wegen des Aufhängens der Wäsche im Hof und im Garten, sagte die Thomas nebenbei recht freundlich und ein wenig gönnerhaft. Da können sich die anderen Parteien zehnmal bei der Hausfrau beklagen, die Hausfrau höre doch nur darauf, was die Hausmeisterin sage. Sie sei ja schon — richtig, an die vierundzwanzig Jahre im Haus. Und da habe man schon eine Vertrauensstellung. . . . Alio, sie werde das schon machen.

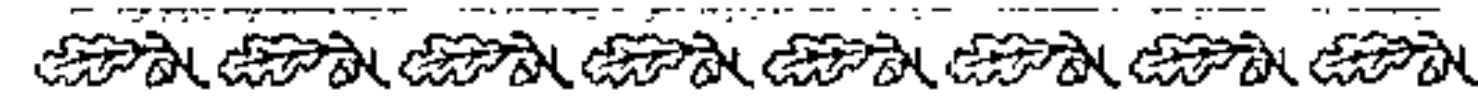
Sie klopfte der anderen wohlwollend auf die Schulter. Und Frau Wondraschek war eine kluge Frau. Sie war sich bewußt, daß der ersehnte Hausmeisterposten bloß ein schöner Zukunftstraum war, hingegen die wertvolle Freundschaft der Frau Thomas etwas Reelles, ein Ding, mit dem man im Freien trocknen konnte. Ein ganz kurzer Hinweis, sie trockne im Freien, genügte, die Hausfrauen nach Frau Wondrascheks Leistungen so listern zu machen, daß sie sich ohne Widerrede höhere Preise abfordern ließen. . . . So schloß denn Frau Wondraschek, klug und weise den Sperling in der Hand höher schätzend als die Taube auf dem Dach, mit der unbefiegbaren Feindin ewigen Gottesfriedens und besiegelte den Vertrag mit einem Zwanzigbellerstück, das sie mit zitternden Fingern aus ihrem abgewetzten Ledertäschchen

hervorholte und der anständig nickenden Frau Thomas für die geleisteten Dienste einhändigte. „Dank schön!“ sagte Frau Thomas, ganz still und flüchtig, mit einem Ton und Gesichtsausdruck, wie er den Wiener Hausbütern eigen ist, so unnachahmlich und fein abgestuft, halb Dank und die größere Hälfte lebenswürdige Gemogenheit — und dann schob sie den Vogel ab, der Frau Wondraschek ganz bezauberte und in dankbares Entzücken versetzte.

Die Wäscherin erzählte nämlich voll Entzückung, daß der „saubere“ Herr Winder ohne Mühseligkeit davon gelaufen sei, nun habe sie die vierzehn Tage Schaden, die er ihr sonst hätte bezahlen müssen. Freilich unterließ ihr dabei in ihrem Rechtlichkeitserguss ein kleiner Irrtum; sie hatte schon längst vergessen, daß Winder ihr auch das Geld für diese vierzehn Tage zurückgelassen hatte und sogar noch einige Nickel mehr. Aber so etwas kam nicht in Betracht, wenn man sich darüber ärgerte, daß nun die Kammer möglicherweise monatelang leer bleiben konnte.

Da hatte nun die prächtige Frau Thomas auch für diesen Schmerz das nötige Mittel. Im Hause drüben wohne ein junger Schauspieler, sagte sie, Frau Wondraschek mit großer Lebhaftigkeit bei der Hand fassend. Nun ziehe die Partei, bei der er Miether sei, weit weg, nach Olafking, wo der Mann eine Anstellung bekommen habe. Und der Herr, der Schauspieler nämlich, der könne nicht mit, weil er hier in der Nähe des Theaters bleiben müsse. Er sei ein sehr guter Schauspieler, habe sogar schon einen hohen Offizier gegeben, die Frau, der er einmal zwei Freikarten für die Galerie geschenkt habe, die hätte es ihr erzählt. Nun, und dieser junge Schauspieler, der würde gewiß gern herziehen. Frau Wondraschek könne sogar mehr verlangen. Er würde froh sein, überhaupt ein Zimmer in der Nähe zu finden. Und so ein schönes Zimmer mit Gartenansicht, und so sauber wie bei Frau Wondraschek — das bekommt man nicht alle Tage. Gleich werde sie einen Sprung hinüber machen und es der Zimmerfrau des Schauspielers sagen. . . .

(Fortsetzung folgt.)



Saat und Hoffnung.

Ein zärtlich jugendlicher Kummer
führt mich ins öde Feld. Es liegt
in einem stillen Morgenschlummer
die Mutter Erde. Rauschend wiegt
ein kalter Wind die starren Aeste. Schauernd
klingt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
doch hoffnungsvoller als mein Herz.
Denn sieh: bald gaukelt dir mit Rosenkränzen
in runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingsspaar
mit offenem blauen Aug, mit krausem goldnem Haar
in deiner Laufbahn dir entgegen. Und zu Tänzchen
auf neuen Wiesen schickt
der Jüngling sich und schmückt
den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
die Veilchen aus dem jungen Gras und blickend sieht
sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
entfalteter und reizender ihn heute,
als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
und fühlst und hoffst.

Gott segne mir den Mann
in seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!
Raum riß der März das Schneegewand
dem Winter von den hagen Seiten,
der stürmend floh und hinter sich auf's Land
den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
und Berg in kaltes Grau
versteckt: da geht er ohne Säumen,
die Seele voll von Ernteträumen,
und sät und hoffst. —

Goethe.

Nach der Pflaumenmethode.

Von J. Brand.

Ein harmloser Scherz. So nennt man nämlich die „neue“ Zeichenmethode, weil sie beim Zeichnen von Gegenständen mit der Pflaume beginnt. Heutzutage darf man sich den Scherz wohl erlauben, ohne gleich für einen Gegner der Methode angesehen zu werden: es ist aber noch gar nicht so lange her, da hätte man das kaum riskieren dürfen, ohne energisch zurechtgesetzt zu werden. Das brachte der Kampf so mit sich. Wenn man heute zurückblickt auf die Kämpfe der letzten Jahre auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts, so muß rückhaltlos anerkannt werden, daß, wenigstens von den Führern, dieser Kampf mit ausgezeichneter Sachlichkeit geführt ist und mit so guten Gründen, daß selbst die Regierung, namentlich die preussische, überzeugt ist, und zwar nicht nur von der Reformbedürftigkeit der alten, sondern auch von der Trefflichkeit der neuen Methode. Sicher hegt mancher Lehrer, der nicht gerade Zeichenlehrer ist, den heimlichen Wunsch, daß die Unterrichtsbehörde auch auf anderen Gebieten die gleiche Energie entfalten möge.

Um den Fortschritt, den die neue Methode im Zeichenunterricht bringt, richtig einschätzen zu können, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, wie es vordem war, ehe sie zu Anerkennung und Einführung gelangte, und da darf man ohne Uebertreibung feststellen, daß der Zeichenunterricht zu einem geistlosen, öden und langweiligen Formalismus herabgesunken war, der für Lehrer und Schüler gleichermaßen zu einer Qual wurde. Die einzige Beziehung, die man ihm zu geben wußte, war die auf das gewerbliche Leben; indessen war auch dieser Zusammenhang so locker, daß gewiß sehr viele Zeichenlehrer ihn kaum verspürt haben. Woge rechte Linie, senkrechte Linie, Achsentrennung, Quadrat usw. jede Stunde; man hing die Vorlage auf, zeichnete vor, und dann ging die Störigkeitserei los, endlos, bis alle Zeichnungen leidlich korrekt waren. Korrektheit, das war der höchste Gipfelpunkt dieser Methode. Diese entliehenen Vorlagen: auf weißer Papptafel ein Quadrat, eine Rosette, ein Kreis; wenn's hoch kam eine Palmette, ein Akanthus. Diese letzten beiden Vorbilder waren geradezu das Merkzeichen der alten Methode, etwa wie der Pythagoras im Geometrieunterricht. Wie die „große“ Kunst ihre Aufgabe darin erblickte, klassische Vorbilder verständnislos nachzuahmen, so trottete auch der Zeichenunterricht der Schulen — ich denke hierbei zunächst immer an die Volksschulen — in den gleichen Bahnen; nur erschien bei ihm alles unendlich armerlicher.

Daß ein solcher Unterricht das Interesse des Schülers nicht wecken konnte und noch viel weniger dasselbe zu erhalten vermochte, liegt auf der Hand. Die Resultate waren denn auch danach. Und dann kam der Stuhlmann mit seinen karrierten Gestein. Kennzeichnen hieß die Losung. Man brauchte nur färbetrich die vorgezeichneten Linien des Quadratnetzes nachzuziehen dann entstanden Quadrate, Sterne, Bänder u. dergl. ganz von selbst. Ich will die Verdienste Stuhlmanns um das Gewerbeschulwesen Hamburgs nicht in Frage stellen; aber seine Zeichenmethode, scheint mir, bezeichnet so ungefähr den größten Tiefstand in der Entwicklung dieses Unterrichtsfaches. Die ganze alte Methode macht geradezu den Eindruck, als habe sie mit raffinierter Bosheit versucht, den Kindern den Spaß an der Sache zu verderben. Und das ist ihr denn auch gründlich gelungen. Das einzige, was den Kleinen noch Vergnügen bereitet haben würde, das Pantieren mit der Farbe, wurde an den Schluß der Schulzeit verlegt, und ist in einfachen Schulverhältnissen überhaupt nicht behandelt worden. Das war die „alte“ Methode. Und dann kam der Umschwung. Nicht von

heute auf morgen, sondern langsam, sehr langsam; aber unumkehrbar. Den Anstoß zu einer Reform des Zeichenunterrichts gab eine im Jahre 1887 erschienene kleine Schrift von Georg Girth: „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“. „Zurück zur Natur!“ lautete der Ruf. Alles Zeichnen nach Vorlagen wurde verworfen; lediglich an der Natur sollte das Auge gebildet werden. Im Kern enthielten also die Girth'schen „Ideen“ schon die Richtlinien für die spätere Reform. Auf dieser gegebenen Grundlage haben dann tüchtige Pädagogen, vor allen die „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung“ in Hamburg, mit Erfolg weitergebaut. Ihr Verdienst ist es, den Zeichenunterricht mit pädagogischem Geiste erfüllt zu haben. Nicht die Ansprüche irgendeiner Fachbildung sind mehr maßgebend, sondern allein die Seele des Kindes, der durch den Zeichenunterricht neue, künstlerische Mittel des Ausdrucks verliehen werden.

Wie sieht nun die „neue“ Methode aus?

Wenn ich hier versuche, einen Ueberblick über ihre wesentlichen Eigenschaften zu geben, so tue ich das an der Hand des preussischen Lehrplans für den Zeichenunterricht, der aller Voraussicht nach für absehbare Zeit maßgebend bleiben wird.

Das Zeichnen beginnt im ersten Schuljahr im Anschluß an den Anschauungsunterricht; denn Anschauen ist ja das Fundament dieser Methode. In jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit kann gezeichnet werden. Mangel an Stoff wird niemals eintreten, denn gerade die Kleinsten gehen an die schwierigsten Probleme mit einer Unbekümmertheit, daß es eine wahre Freude ist. Vor nichts schrecken sie zurück; sie „malen“ mit derselben Bravour einen Stuhl, einen Tisch, wie Vater und Mutter und einen ganzen Eisenbahnzug. Und erstaunlich ist es, welchen unbefangenen und klaren Blick die kleinen Gäste haben für die charakteristischen Eigenschaften eines Gegenstandes. Kinderzeichnungen aus dem ersten Schuljahr zu betrachten ist nicht nur höchst ergötlich, sondern gewährt auch für den Tiefblickenden manche unerwartete Einsicht in die Kindesseele. In den meisten Fällen wird man recht gut erkennen können, was mit der Darstellung gemeint ist, und mehr kann man auf dieser Stufe nicht verlangen. Korrigiert oder zensiert werden diese naiven Produkte natürlich nicht. Der Empfangende ist ja hier der Lehrer, der lernen soll, wie sechsjährige Kinder sehen und zeichnen!

Im zweiten und dritten Schuljahr beginnt man die Gegenstände nach ihrer Schwierigkeit zu ordnen. Auf perspektivische Darstellung wird selbstverständlich verzichtet; es genügt, wenn die Kinder ein „flächiges“ Bild der Körper zeichnen, und zwar aus dem Gedächtnis. Auf Genauigkeit und technische Korrektheit wird nicht geachtet; die Bilder sollen die typischen Merkmale der Gegenstände enthalten. Die Hilfe des Lehrers besteht nur darin, daß er zu rein sachlichen Erwägungen anleitet, z. B.: Ob der Reifen, den das Kind zeichnet, auch Ventile habe? oder: Ob der Stiel des Löffels auch lang genug sei zum Anfassen? und dergleichen mehr.

Die Gegenstände, die auf dieser Stufe gezeichnet werden sollen, hat man in methodische Gruppen geordnet; man beginnt mit den krummlinigen Formen; hier steht unter den elliptischen Formen die berühmte Pflaume obenan; dann folgen eirunde und kreisrunde Formen. Wohlgemerkt, es werden nicht etwa Ellipse, Oval und Kreis gezeichnet, sondern Pflaume, Ei und Reifen oder ähnliche Gegenstände. Nach den krummlinigen folgen die gradlinigen und endlich die gemischtlinigen und freien Formen. Gezeichnet wird mit Kohle, Kreide oder Farbstift auf Packpapier.

Auf der Mittelstufe (viertes und fünftes Schuljahr) geht der Unterricht vom Ge-

dächtniszeichnen zum Zeichnen nach dem Gegenstande über; doch soll das Gedächtniszeichnen auch auf dieser Stufe fortgesetzt werden.

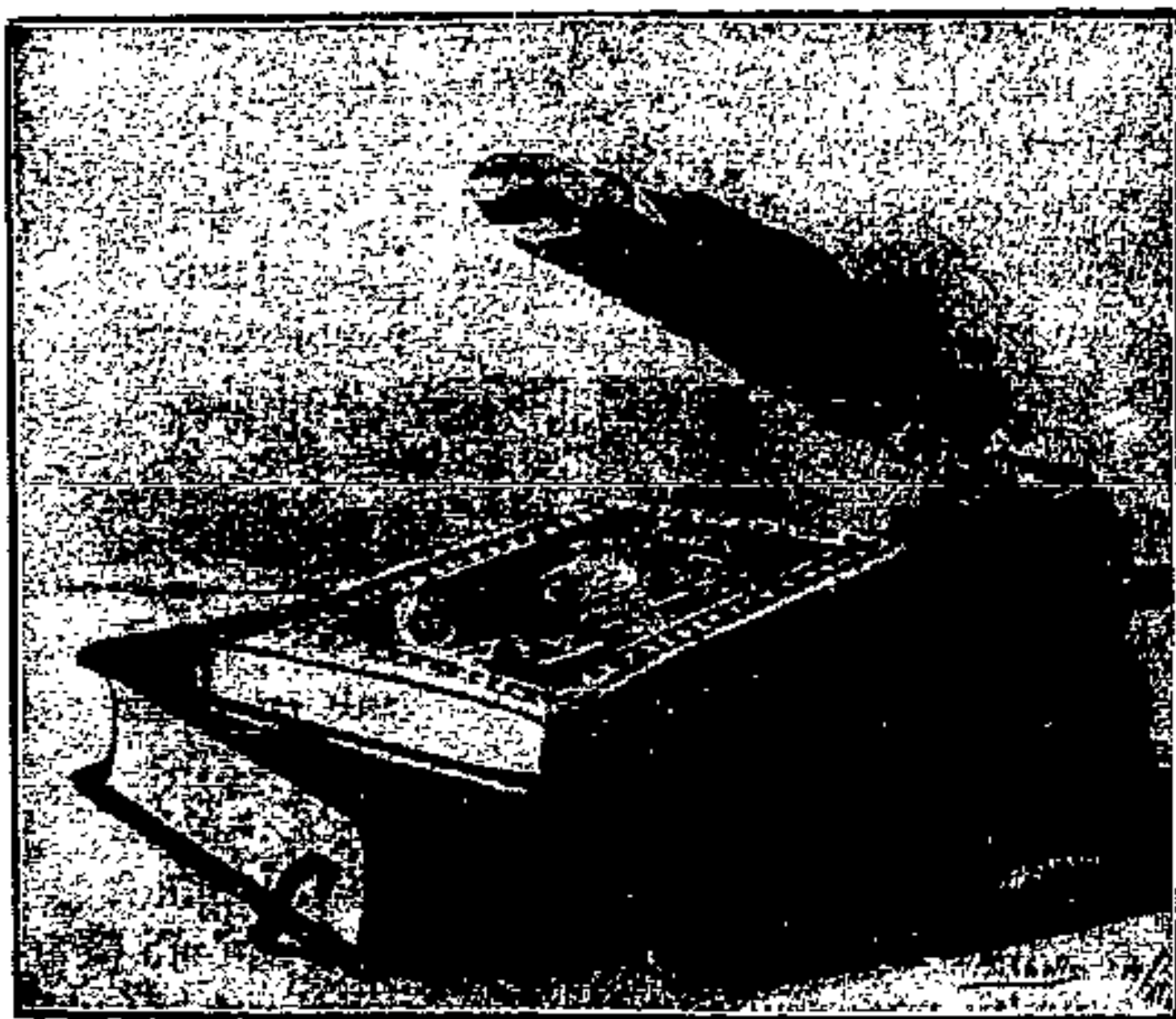
Unterrichtsbeispiele für das vierte Schuljahr sind: Naturblätter, Schmetterlinge, Libellen; für das fünfte Schuljahr: schwierigere Blätter, Schmetterlinge, Fische, Vogelfedern, Vogelflügel, Äpfel usw.

Zu dem Zeichenmaterial der Unterstufe tritt hinzu: weißes und getöntes Papier, weicher Bleistift, Pinsel und Wasserfarbe.



Lesendes Mädchen. (Probe vom „figürlichen Skizzieren“ auf der Oberstufe.)

Als Unterrichtsziel der Mittelstufe stellt der Lehrplan auf: „... selbständige Beobachtungen von der Natur zu machen, das Beobachtete in der Zeichnung sicher darzustellen und eine klare Darstellung des gezeichneten Gegenstandes im Gedächtnis zu behalten. Bei dem Zeichnen nach der Natur kommt es vor



Schülerzeichnung aus der Quarta (Malen nach der Natur mit körperlichem Sehen).

allem darauf an, daß der als Vorbild gewählte Naturgegenstand in seiner charakteristischen Erscheinung richtig aufgefaßt und lebendig wiedergegeben wird.“

Gerade die letzte Bestimmung stellt die Kinder vor eine nicht leichte Aufgabe; denn ungleich schwieriger als bloßes Nachzeichnen ist das Erkennen und die Wiedergabe der charakteristischen Merkmale. Wie mancher Künstler scheitert an diesem denkenden Sehen, das alles Unwesentliche ausschaltet. Die Art dieses Sehens bringt es mit sich, daß der Schüler das

Bild des Gegenstandes in allen Einzelheiten erfäßt und im Gedächtnis festhält, daß er also auch befähigt ist, nach längerer oder kürzerer Zeit ein überzeugendes Bild des Gegenstandes aus dem Gedächtnis zu zeichnen.

Daß die neue Zeichenmethode den Schüler zu intensiver Beobachtung nötigt, ist unstreitig ein großer Vorzug und kommt nicht nur dem Zeichnen selbst, sondern mehr oder minder allen anderen Unterrichtsfächern zugute, besonders den naturkundlichen.

Aber ein Unterricht, der sich auf das Zeichnen nur nach der Natur beschränkt, würde seiner künstlerzieherischen Aufgabe nicht gerecht werden; darum verlangen die Wortführer der neuen Methode, daß daneben den Kindern ausreichend Gelegenheit gegeben werde, die Dinge nach ihrer Weise zu gestalten; ebenso wird ihnen Anleitung erteilt zu dekorativer Anwendung der Motive.

Das Arbeiten mit Farbe und Pinsel, das schon auf der Mittelstufe beginnt, wird, wenn richtig betrieben, den Kindern unendliche Freude bereiten. Blätter und Blüten, Schmetterlinge und Gläser sind hier die Übungsstoffe, die nicht nur einzeln gezeichnet, sondern auch zu ornamentalen Mustern zusammengestellt werden, und zwar sollen die Kinder angeleitet werden, diese Kunstformen selber zu finden; es ist eine ausgezeichnete Seite dieser Methode, daß sie nicht versucht, den Kindern etwa die Art des Lehrers aufzudrängen, sondern alles Gewicht darauf legt, die Eigenart der Kinder zu wecken und zu fördern. Wie gern hantieren die Kleinen mit der Farbe, und wer in den Ausstellungen von Schülerzeichnungen die farbigen Blätter ohne künstlerisches Vorurteil betrachtet, wird rückhaltlos anerkennen müssen, daß den Kindern hier ein Gebiet erschlossen ist, auf dem sie sich mit holder Freude und gutem Erfolge betätigen. Die „Korrekten“ allerdings nennen das Kleckerei; aber so nennen sie auch die Meisterwerke gewisser Impressionisten unter unseren modernen Malern. Daß diese Zeichnungen im einzelnen vielleicht höchst unvollkommen sind, wer wollte das leugnen? Das schließt aber nicht aus, daß sie trotzdem als Ausdruck innerer Darstellungen wahr und überzeugend wirken. So wenig wie wir alle dieselbe Handschrift schreiben, so wenig werden wir uns auch zeichnerisch in derselben Weise ausdrücken. Wir sollten uns aber freuen darüber, daß den Kindern diese neue Ausdrucksmöglichkeit erobert ist. Zeichnen, „malen“ tun sie zu allen Zeiten gern, und es ist deshalb durchaus zu unterstützen, wenn Georg Girth in seinem oben angeführten Buche wünscht, daß ihnen auch außerhalb der Schulzeit Gelegenheit gegeben werde, ihre Eindrücke in einem Skizzenbuche zu Papier zu bringen.

Auf der Oberstufe (sechstes bis achtes Schuljahr) „wird das Zeichnen nach dem Gegenstand auf die Wiedergabe der perspektivischen und Beleuchtungsercheinungen ausgedehnt. Die Übungen im Treffen von Farben und im Zeichnen aus dem Gedächtnis werden fortgesetzt. Übungen im Skizzieren mit dem Stift und mit dem Pinsel werden gelegentlich vorgenommen. Als Vorbilder dienen Geräte, Gefäße, Teile des Schulgebäudes und Naturgegenstände.“

Nun hinzu kommen also auf dieser Stufe perspektivische und Beleuchtungsercheinungen. Daß beide nebeneinander gestellt sind, ist, wie ich annehme, aus guten Gründen geschehen; beide stehen ja in einem natürlichen Zusammenhang! Erst durch die Verteilung von Licht und Schatten tritt die perspektivische Form plastisch hervor. Beispiele für das Freihandzeichnen sind im sechsten Schuljahr: Kasten, Schachtel, Buch, Blumentopf, Schlüssel, Tasse, Schale, Flasche usw. Früchte: Pflaume, Apfel, Birne, Kürbis, Zudenfirsche, Lannenzapfen usw. Für das siebente Schuljahr: Krug, Topf,

Vase, Weinglas, Tisch, Stuhl, Schrank, halboeffnetes Fenster, Ofen u. dergl. Plätter, Zweige und Früchte verschiedener Baumarten, Artischocke, Maiskolben, Stranddistel usw. Für das achte Schuljahr: Teile des Schulzimmers und Schulgebäudes, Mäde, Mörser, Lampe, Laterne usw. Naturgegenstände wie im siebenten Schuljahr, dazu Knochen und Blüten: Anemone, Narzisse usw. Außerdem Muscheln, Schneckengehäuse, Käfer, Tierköpfe, ausgestopfte Vögel und Vierfüßler.

Also eine reiche Musterkarte, bei der aber weder eine strenge Anordnung der Reihenfolge noch auch die Beschränkung gerade auf diese Auswahl erforderlich ist. Innerhalb einer methodischen Gruppe mag das Kind zeichnen, was ihm lieb ist.

Das Zeichenmaterial ist dasselbe wie auf der Mittelfstufe. Das Linearzeichnen wird im sechsten Schuljahr mit dem Unterricht in der Raumlehre verbunden; in den beiden folgenden Schuljahren wird jede vierte Zeichenstunde dem Linearzeichnen eingeräumt. Die Aufgabe ist hier: das räumliche Darstellungsvermögen der Schüler zu entwickeln und sie in der Anfertigung sauberer und korrekter Zeichnungen, so wie im Gebrauch von Zirkel, Lineal und Zieh-

Zweifeln gegenübersteht, so hat das seinen Hauptgrund darin, daß sie eben neu ist; in einigen Jahren werden auch diese Zweifler verschwunden sein. Freilich: eins muß zugegeben werden: Bequemer ist die alte Methode; die neue verlangt angepaßteste Aufmerksamkeit und rastlose Tätigkeit und die Schwierigkeiten häufen sich naturgemäß in den meist überfüllten Klassen. Mein Wunder, daß mancher an dem Erfolge verzagt und der Methode in die Schuhe schiebt, was den ungünstigen Schulverhältnissen zur Last fällt. Es wäre eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß die Behörden, bevor sie eine neue Methode einführen, zunächst die Bedingungen schaffen, unter denen ihre Anwendung erst möglich ist. Also auch auf diesem Gebiete ist der Kampf noch lange nicht zu Ende.

Daß diese Zeichenmethode und ihre Einführung in die Volksschule überhaupt eine verhältnismäßig eifrige Förderung der Behörden erfahren hat und noch erfährt, könnte auf den ersten Blick über-



Eislauf (Phantasielzeichnungen nach dem Gedächtnis).

Wachsen die Steine?

Von M. H. Haeger.

Es ist einer der schlagendsten Beweise von der Unzulänglichkeit der heutigen Schulbildung in natürlichen Dingen, daß man sehr oft von Leuten aller Bildungsstufen die in der Ueberschrift angedeutete Frage aufwerfen hört. Es wird daher wohl gerechtfertigt sein, diese Frage eingehender zu beantworten.

Einer von den Fällen, die man gewöhnlich, besonders von Seiten der Landbewohner, als Beweis des Wachstums der Steine ansieht, ist folgender: Wenn man von einem feintigen Acker auch noch so sorgfältig und wiederholt die Steine ablesen läßt, so ist er nach wenigen Jahren doch wieder mit Steinen überjät. Sind sie im Grunde des Acker gewachsen?

Ohne uns auf eine erschöpfende physiologische Erklärung des Begriffes „wachsen“ einzulassen, möge es uns vor der Hand genügen, die Massenzunahme eines Dinges „wachsen“ zu nennen. Ein Kind wächst z. B., indem es die genossene Nahrung durch die Verdauung in Blut verwandelt, aus welchem alle Teile des kleinen Körpers nicht nur in ihren Bestandteilen fortwährend verjüngt (was man Stoffwechsel nennt), sondern auch durch Umwandlung in gleichgeartete Bestandteile und Aufnahme der selben in ihre Gewebe immer größer werden. Dies ist derselbe Vorgang bei allen Tieren, bei allen Pflanzen. Er setzt zweierlei voraus; erstens die Gegenwart einer oder mehrerer Stoffungen, durch welche die das Wachstum bedingenden Stoffe in den Leib aufgenommen werden; zweitens das Vermögen, diese Stoffe, die den bereits vorhandenen Bestandteilen des Leibes noch unähnlich sind, ihnen ähnlich und



Das Klassenzimmer (Architektonisches Zeichnen auf der Oberstufe).

feeder zu üben. Dieses Ziel sucht man zu erreichen durch Zeichnen geometrischer Formen und Konstruktionen, Maßstabzeichnen, Projizieren einfacher gradliniger und krummliniger Körper und Aufnahmen einfacher Gegenstände in gegebenem Maßstab.

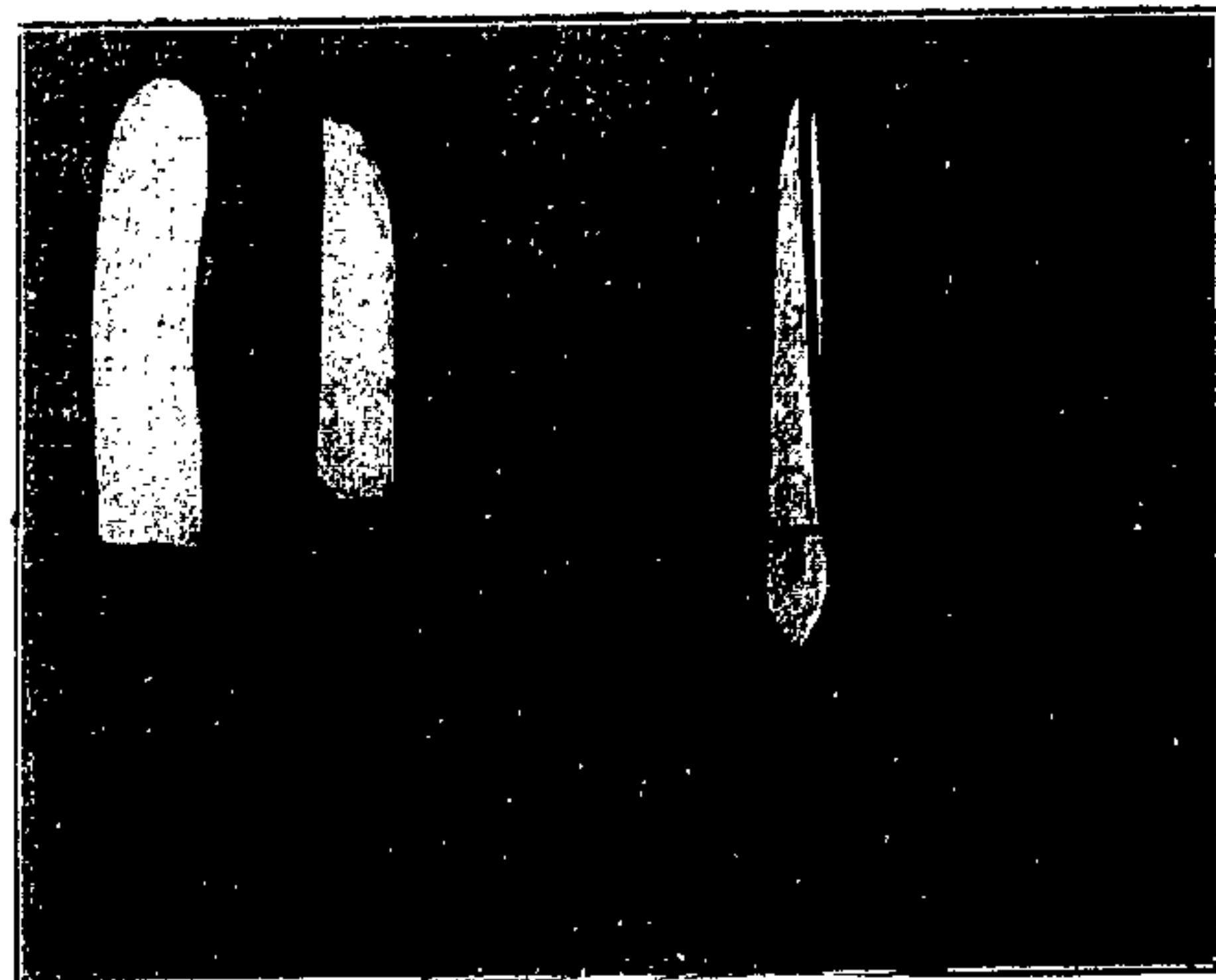
Der Unterricht auf der Unterstufe ist Klassenunterricht, auf der Mittel- und Oberstufe je nach der Aufgabe Klassen-, Gruppen- oder Einzelunterricht.

Diese ziemlich ausführliche Uebersicht, die ich, wie schon gesagt, an den Lehrplan für das Zeichnen anschließt, wie er enthalten ist im „Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschulen“, wird auch den Nichtfachmann immerhin befähigen, den Unterschied zwischen alter und neuer Zeichenmethode zu erkennen und zu beurteilen. Eins springt sofort in die Augen: der neue Zeichenunterricht sucht den Bedürfnissen der Kindesnatur gerecht zu werden, während der alte nicht einmal den Versuch machte. Natur und Natürlichkeit ist wieder in die Zeichenstunde eingezogen und — Freude! Bei Lehrer und Schülern! Und das hat einen wesentlichen Grund auch darin, daß die neue Methode größere Bewegungsfreiheit voraussetzt; je mehr Freiheit, desto mehr Freude; das ist auch im Zeichenunterricht zutreffend.

Wenn nun auch heute noch eine Gruppe von Lehrern der neuen Methode mit einigen

größen ist, so liegt dennoch die Gefahr nahe, daß sie trotz ihrer freizeitlichen Grundzüge für Lehrer und Schüler zu einem Zwange wird. Der Grund liegt in unserem heutigen Schulsystem. Schon daß man allen Kindern diese Methode aufnötigt und von allen Resultate verlangt, ist ein Zwang, der die Freude an der Sache zum Teufel jagt. Als ob es auf der ganzen Welt nichts anderes gäbe, als Zeichnen! Als ob alle Kinder gleiche Veranlagung zum Zeichnen hätten! Als ob die Schule der Zukunft, die Arbeitsschule nicht hundert andere Arbeitsmöglichkeiten schaffen müßte! Kurz und gut: in unserer heutigen Lern- und Wissenschule verdorrt auch die schönste Methode. Wie kann man Trauben lesen von den Dornen? Darum erstreben wir die Arbeitsschule.

Die beigelegten Abbildungen bringen eine Reihe von Schülerarbeiten zur Anschauung, die zwar den methodischen Gang nicht zeigen, die aber immerhin beweisen, daß unter der neuen Zeichenmethode die Beobachtungsgabe und die Ausdrucksmöglichkeiten erfreulich im Wachsen begriffen sind. —



Arbeit eines Quintaners; aus dem Gedächtnis gezeichnet und nach Anschauung korrigiert.

wozu es besonderer Organe, der Verdauungsorgane bedarf.

Dieses Wachstum der belebten Wesen bezeichnet man wissenschaftlich mit einem ziemlich barbarisch klingenden lateinischen Worte als Intussusception, zu deutsch etwa Innenaufnahme, weil der Körper gewissermaßen von innen nach außen wächst, und zwar durch Aufnahme solcher Stoffe, welche dem aufzunehmenden Leibe noch unähnlich sind.

Ein solches Wachstum haben die Steine nicht. Sie nehmen keine fremdartigen Stoffe in ihr Inneres auf, um dadurch größer zu werden. Ja, es fehlt hierzu sogar an einer Voraussetzung bei ihnen: die Steine sind nicht so abgeschlossene selbständige Wesen wie die Tiere und Pflanzen, bei denen das Wachstum doch auch darauf mit beruht, daß bei der Massenvermehrung gewissermaßen nach einem bestimmten Plane verfahren wird, indem die der Tier- oder Pflanzenart zukommende Gestalt festgehalten wird.

Sind denn nun aber in einem Acker die kleinen Steine neben den großen etwa als junge Steine und die großen als alte, ausgewachsene Steine anzusehen? Gewiß nicht. Wir wissen vielmehr, daß alle miteinander nichts weiter sind, als Bruchstücke größerer und immer größerer Steine, die wir Blöcke, Felsen, Berge nennen. Wenn wir einen großen Sandstein in drei Teile zerbrechen, so sind die drei Teile, wenn auch kleiner als das Ganze, dennoch dasselbe in allen Eigenschaften. Wir haben dabei den Stein nicht totgeschlagen, ja, wir können nicht einmal sagen, daß wir durch die Trennung des großen Steins in drei kleinere, dem ersteren irgend etwas Wesentliches genommen haben.

Eine alte hohle Weide können wir freilich auch ähnlich behandeln. Wenn wir sie ausgraben und dann der Länge nach in drei Teile spalten, so daß an jedem Drittel oben etwas Krone und unten etwas Wurzel bleibt, so können wir sie alle drei weit voneinander wieder einpflanzen und sie werden sicher fortwachsen. Wir sagen hier beiläufig, daß bei den baumartigen und vielen anderen Gewächsen der Begriff des Einzelwesens nicht so scharf ausgeprägt ist, wie bei den höheren Tieren, denn wir können keinen Grund in drei fortlebende und fortwachsende Teile zer schneiden.

Niemand darf daran denken, daß jene drei Steinstücke, wenn wir sie in den Acker einpflanzen, wachsen werden. Sie werden im Gegenteil durch die ewig an ihnen nagende Verwitterung immer kleiner.

Demnach gibt es im Steinreich wohl überhaupt gar kein Wachstum? Es gibt eins, aber es ist anders beschaffen, wenigstens für eine Auffassung nach dem äußeren Augenschein, als bei Tieren und Pflanzen.

Wir alle kennen die Kristalle, jene regelmäßig gestalteten, oft glasartig durchsichtigen, kantigen und eckigen, von ebenen Flächen begrenzten Gestalten des Mineralreichs. Am bekanntesten sind die schönen sechsseitigen, turmförmigen Bergkristalle. Doch auch die Kristalle des Kochsalzes, Alauns, Salpeters, Sandzuckers sind in demselben Sinne Kristalle wie der Bergkristall; ihre leichte Löslichkeit spricht nicht dagegen; ja, die zarten Gebilde des Meißes, die zierlichen Eiskristalle an den Fensterscheiben, sind nichts anderes als Wasserkristalle. Bei letzteren können wir es leicht beobachten, daß sie wachsen. Der Sprachgebrauch benennt es aber meist als „anschießen“, nicht als wachsen.

Wenn wir eine weiche Tonkugel durch ein langes Glasrohr recht kräftig gegen eine Wand schießen, so sehen wir sie erst an der Wand erscheinen; sie bewegte sich so schnell, daß wir ihre Hinbewegung nicht wahrnehmen konnten. Etwas sehr Ähnliches ist es mit dem Kristallisieren, mit dem Wachsen der Kristalle. Wenn wir eine Stelle einer gefrorenen Fensterscheibe

vom Eisüberzug befreien, so sehen wir sehr bald allmählich gleich zu machen, zu assimilieren, von dem Rande der Stelle nach dem Mittelpunkt hin neue Eiskristalle anschießen. Wir sehen nur ihr Erscheinen auf dem Glase, aber ihr Einkommen auf dasselbe aus der angrenzenden Luftschicht, deren gefrorener Wasserdampf die Eiskristalle bekanntlich sind, sehen wir nicht, gerade wie bei der Tonkugel.

Dasselbe können wir mit einer gesättigten Kochsalzlösung feststellen. Bringen wir einen Tropfen davon auf ein Glasstückchen, welches wir über einer Spiritusflamme langsam erwärmen, so sehen wir in demselben Maße wie das Wasser verdunstet, sich würfelförmige, meist aber ineinander verwachsende Salzkristalle anschießen. Auch der harte, für Schwefelsäure wie für Wasser gleich unlösliche Bergkristall ist gleichwohl ebenfalls einstmals in einer Lösung gewesen, aus der er, wie man sagt, auskristallisiert ist. Ein Kristall, der anscheinend fertig ist, kann aber später noch größer werden. Wenn wir einen kleinen Alaunkristall in eine gesättigte Alaunlösung legen, so schießt an ihn immer mehr Masse an, er wird immer größer. Aber nicht bloß aus Lösungen kann der darin enthaltene feste Körper als solcher wieder herauswachsen, sondern auch, wenn wir ihn in Dampf verwandeln, also in eine gewissermaßen noch feinere Verteilung bringen, und ihm zugleich Gelegenheit geben, an einer anderen Stelle seine feste Gestalt wieder anzunehmen. In einer Hitze von 400 Grad verwandelt sich der Schwefel in einen dunkelgelben Dampf, welcher zu einem feingelben Pulver, also wieder zu festem, obgleich fein zerteiltem Schwefel wird, wenn wir durch diesen Dampf einen kalten Luftstrom leiten. An den Kraterwänden der Vulkane finden sich gewöhnlich große Massen kristallisierten, durchscheinenden Schwefels, welcher in Dampfform aus dem Schilde aufgestiegen ist. Wenn wir aber Schwefel in einem feuerfesten Tiegel schmelzen und in ein kaltes Gefäß gießen, so sehen wir nach dem Erkalten sein Inneres von spießigen Kristallen durchzogen.

Witkin ist die Kristallisation, das Wachsen der Steine, nicht bloß ein Uebergehen in feste Form aus der Lösung, sondern auch aus der Dampfform und dem Schmelzzustande. Beim Wachsen des tierischen und pflanzlichen Körpers scheint nur das erste stattzufinden. Jeder Nahrungstoff muß flüssig gewesen sein und verdichtet sich dann zu den tausenderlei Gestalten der nun hinzugewachsenen Körpermasse.

Nur in den damit verbundenen Formverhältnissen unwesentlich verschieden ist eine andere Art des Wachstums der Steine. Dies ist die Sinter- oder Tropfsteinbildung. Die Tropfsteine wachsen dadurch, daß der in den von der Decke einer Höhle langsam abtropfenden Wassermassen aufgelöste Kalk durch einen chemischen Prozeß an der Abtropfstelle sich in unlöslichen Kalk verwandelt und fest zurückbleibt. Haben auch die Tropfsteine äußerlich gewöhnlich keine Kristallgestalt, so hat ihr Inneres doch wie der weiße Zucker, ein kristallinisches Gefüge. Bei den Tropfsteinen läßt sich die Vergleichung mit dem tierischen Wachstum am meisten festhalten, wenigstens hinsichtlich der Langsamkeit und Stetigkeit des Vorganges.

Viele Quellen, namentlich heiße, enthalten so viel aufgelöste Mineralbestandteile, daß sie auf ihrer Bahn dieselben in fester Form zurücklassen. Vom Karlsbader Sprudel ist das allgemein bekannt. Der bekannte Sprudelstein hat immer ein zuckerähnliches, d. h. kristallinisches Gefüge, in welchem spiegelnde, nach allen Richtungen liegende Flächen sichtbar sind. Es ist gewissermaßen ein dichtes und inniges Gedränge von kleinen Kristallen, welche bei ihrer Bildung nicht Raum genug hatten, sich frei auszubilden, und danach aneinander wuchsen. Manche der sogenannten kristalli-

nischen Felsarten, von denen die meisten als feuerflüssige Massen vor Jahrmillionen aus dem Erdinnern hervorgequollen sind, mögen wohl auf diese Weise entstanden sein.

Viele Felsarten haben sich aber auf eine andere Art gebildet, nämlich durch Bodensatz aus großen Gewässern. Das sind die Sand-, Schiefer-, Ton- und erdigen Gesteine. Die Sandsteine der sächsischen Schweiz sind die Ueberreste des Bodensatzes eines großen Meeres, welches in der Urzeit einen Teil von Europa bedeckte. Aus ihm setzten sich im Verlauf von Jahrtausenden diese sandigen Massen ab, die nachher zu festem Gestein erharteten.

Können wir nun vernünftigerweise erwarten, daß ein Stück Sandstein in einem Acker wachsen könne? Die Bedingungen, die wir eben kennen lernten, sind ja dazu gar nicht mehr vorhanden. Kann ein Stück Granit größer werden, oder können sich im Ackerboden Granitstücke bilden? Nein, denn der Granit gehört zu jenen Gesteinsarten, von denen wir auf Grund ihrer eigenartigen Struktur annehmen müssen, daß sie als feuerflüssige Massen aus dem Erdinnern gequollen und dann mehr oder weniger schnell erkaltet sind.

Bei unseren Betrachtungen über die Entstehung und das Wachstum von Kristallen wird manchem schon aufgefallen sein, daß die Kristallbildung immer nur erfolgt durch äußerliche Anlagerung einer durchaus gleichen Masse, während wir von den Lebewesen vorhin feststellen konnten, daß ihr Wachstum von innen nach außen stattfindet, und daß die von den Organismen aufgenommenen Nahrungstoffe, dem sie verzehrenden Körper zunächst sehr unähnlich sind. Das Wachstum, d. h. die Massenvergrößerung eines Kristalls, kann nur durch äußere Anlagerung der die Masse vergrößernden Stoffes stattfinden. Der Kristall stellt nun aber im Mineralreich das Einzelwesen oder Individuum dar. Ein Stück dichten Schwefels können wir zerbrechen, ohne seine Vollständigkeit zu zerstören, denn jedes kleine Stück zeigt uns alle Eigenschaften des dichten Schwefels ebenso gut wie das große. Aber einem Schwefelkristall kann ich kein Gekörnchen abschlagen, ohne ihn zu verstümmeln, wie der Verlust eines Fühlers den Käfer verstümmelt, sozusagen zu einem unvollständigen Exemplar seiner Art macht.

Ein freier Kristall von Kalk, Feldspat, Flußspat, Granat, Topas usw. ist also der höchste, reinste Ausdruck, die gewissermaßen persönliche Umgrenzung dieser Steinarten. Wie sie wachsen, haben wir oben gesehen.

Ein Wachsen der Steine, d. h. ein Größerwerden der vorhandenen kleinen, ähnlich wie ein Säugling allmählich zum Mann erwächst, ein Zunehmen der Felsmassen oder die Entstehung von Steinen im abgelesenen Acker existiert nicht. Das Herauskristallisieren aus einer Lösung, einem Dampf oder einer aus dem Erdinnern hervorgequollenen feuerflüssigen Schmelzmasse, das Wilden von Bodensatz oder Niederschlag in den Gewässern, könnte man allein mit mehr oder weniger Berechtigung als das Wachsen der Gesteine bezeichnen.

Wenn in den Destillierungen großer Ströme nach und nach ungeheure Sand- und Schlammhänge entstehen, wenn z. B. das Flußbett des Po jedes Jahrhundert sich mehr und mehr erhöht, so beruht dies nicht auf einem wirklichen Wachsen durch Neubildung, sondern auf einem Herbeiführen der Ablagerungsmasse aus höher gelegenen Gegenden. Im wesentlichen läuft es mit dem Wachsen bei Tieren und bei Pflanzen und bei Steinen dennoch auf eins hinaus, nämlich auf einen ewigen Wechsel von Bindung und Lösung.

Woher aber kommen immer wieder die Steine im Ackerboden? Nun, sie sind nicht neu entstanden, sondern die Pflugschar hat sie aus der Tiefe, wo sie bisher ruhten, heraufgewühlt.

Die verfluchte Stelle.

Erzählung von Ille Frapan.

In einem Lande, wo die Hundertblättrige Rose ihre Heimat hat, wo in üppigen Wäldern der Edelfasan lockt, wo edle Menschenbilder seit uralter Zeit auf gesegnetem Boden abreifen, liegt eine nackte, gelbe, sonnendurchflühte, winddurchbrauschte Wüste.

Auf drei Seiten um die Wüste zieht sich das Land der Granaten und der Feigen, der Maulbeerbäume und der Palmen; an der vierten Seite flürmt ein ungasstliches Meer gegen den leeren Strand.

Und mitten in dieser Wüste, die kein Wesen ernähren kann, weder Pflanze noch Tier, noch Mensch — denn ihr Boden ist vergiftet, ihre Luft ist verpestet, ihr Wasser ist tödlich — mitten in dieser menschenfeindlichen Einsöde liegt eine verfluchte Stelle, und auf dieser Stelle steht eine Stadt.

Ist sie wirklich verflucht, die Stelle, wo die Stadt steht?

Dieselbe Sonne, die in dem umgebenden Fruchtlande die Reime so voll und frohend an der Furche treibt, all ihre wohlthätige Kraft über das Fruchtland ausgießt — auf diese Stelle hat sie seit Jahrmillionen mit tödender Energie heruntergebrannt, und in flüchtigen Schöpfungen, die sie eben so schnell vernichtete, sich der Erde gegeben, damit sie die zengende und vernichtende Kraft der Sonne festhalte.

Es wollte die gewaltige Spenderin des Lebens ihrem Schöpfling, der Erde, ein Gut vererben für seine alten Tage, einen Schatz für die armen Zeiten, die kommen müssen, eine Wärme für den Winter, auf den kein Frühling mehr folgt.

Und die Sonne zengte und versengte, zengte und verbrannte, zengte und verkohlte, zengte und destillierte hier an dieser Stelle und schuf so den unterirdischen Schatz für die künftigen Zeiten, und unter ihrer rastlos wirkenden Straft verschwand die Wüste, die den Augenblick schmückt und die vergängliche süße Frucht, der flatternde Vogel.

Die hier angehäuften Energie der Sonne begann durch alle Dürre, durch alle Meizlosigkeit, durch alle Trostlosigkeit des Augenblicks lüdes hindurch plötzlich auszustrahlen. Der Schatz in der Tiefe erhob sich und fing an zu glühen. Und geheimnisvoll und unheimlich begann er auf andere Energien zu wirken und sie unwiderstehlich auf diese dürre, reizlose, trostlose Stelle hinzuziehen.

Einem Drachen im Märchen, einem furchterlichen Fabelwesen gleich, das mit tausend Schlangengarmen um sich greift, griff die hier begrabene Kraft, als sei sie der Einsargung müde, über in die Leben und Schicksale der winzigen Zwergenenergien, der menschlichen Energien, riß sie an sich, versammelte sie hier, fesselte sie hier, sog sie aus, machte sie zu Knechten und ließ die Knechte neue Knechte werben und wieder neue und wieder neue, indem sie die aufgespeicherte Energie der Sonne umsetzte in eine andere Energie — in die Energie des Geldes.

So kam der Fluch.

Wie ein gefräßiger Rachen ist die Stadt und die Vorstadt. Er klappt ewig offen, ewig dürstend. Und nur junges Blut kann ihm den Durst kühlen.

Was zaudert ihr, junge Opfer?

Frühling ist's, bald werden die Rosen blühen, schon blühen auf den Felsen die Nelken. Aber Tigran geht fort.

Die duftende Krone des Nuzbaums ist voll und lodig; an seinem Stamm die starke Rebe steht in üppigen, jungen Blättern.

Aber Tigran geht fort.

Die Winterhürden sind schon fast verlassen; von jungen Lämmern wimmelt es im Dorf und von medernden Kügeln.

Aber Tigran geht fort.

Unter dem Schatten der Maulbeerbäume tönt die Hirtenflöte, es ertönt das Lachen der erdbeersuchenden Mädchen; das lange Gras an der Quelle ist zertrümmert vom Fuße der Tanzenden.

Aber Tigran geht fort.

Seine Mutter Anfin weint, es weint Margish, seine Geliebte, auch Tigran weint.

Aber Tigran geht fort.

Anfin hat Wolle gesponnen und hat sie gefärbt mit dem Saft der Sträucher in weichen und glänzenden, unvergänglichen Farben und hat den Reisesack gewoben, den Doppelsack, den Tigran auf der Schulter tragen wird. Mit Tränen hat sie die Fäden in den Mahlen gepannt. Gewoben hat sie und dabei geweint.

Denn Tigran ist ihr jüngster und liebster Sohn.

Margish hat heimlich der Mutter seine Wolle abgeschmeichelt; die Mutter hat das schönste Muster abgesehen, das es im Dorfe gibt ein persisches Palmbaummuster, bunt auf rotem Grunde. Strümpfe hat Margish gewoben und dabei geweint.

Denn Tigran ist ihr Geliebter.

Wer hat sanftere Augen als Tigran?

Wer hat schwärzere Locken als Tigran?

Wer hat schlankere Glieder als Tigran?

Wer trägt den Laden stolzer als Tigran?

Wer bläst so schön die lange Hirtenflöte, abends, wenn nach heißem Sommertage ein kühles Windchen weht auf dem Chalabsbügel? Tigran! Tigran! Wie kann man Augen haben für einen anderen als Tigran?

Aber Tigran geht fort, und Margish weint.

Wohin denn geht Tigran?

Nicht ringsum Wüste der Wüsten und süßes Wasser und süße Früchte, und im Joch gehen mächtige Wüffel, und im Walde lockt der Reuthahn?

Wohin denn geht Tigran?

Will er ein Land finden, das schöner ist als dieses überschwenglich gesegnete fruchtreiche Land am Abhang der Berge?

Nach nein, nichts Schöneres geht er zu finden.

Will er liebere Freunde, tenerere Menschen, treuere Seelen finden?

Nach nein, nichts Lieberes, Tenereres, Treueres gibt es für Tigran, als seine Mutter und seine Geliebte.

Will er auf kühne Jagd, auf feste Abenteuer ausziehen?

Nach nein, die Feuersteinflinte läßt er zurück, nimmt nur den Wanderkittel mit der Stulenkriecher, den Schulterjock mit Wäsche und Kleid, süße Kuchen von der Mutter als Wanderzehrung, saure Milch als kühles Wanderlabial, das ihm die Mutter bereitet. Wohin geht er?

Er geht an einen Ort, wo kein Baum grünt, wo kein Grashalm spricht, wo kein Gase über die Ebene springt, wo keine klare, süße Quelle sprudelt, wo kein Vogel pfeift. — wo nur der Meerwind heult, wo aus der Erde unheimlich lodernendes Feuer bricht, wo augenblendender, fehlaussdörender Staub fliegt, wo die Erde aus eisernen Wäulern erstickende Dämpfe haucht, wo die Erde schwarzes, übelriechendes Fett in ihren Adern birgt, aus gurgelnden Brunnen hervorsteigt, in haushohen Strahlen emporspritzt.

Wo der heiße Sand schlös, lebenertötend, — wo die heiße Luft schlecht zu atmen, wo das süße Wasser bitter zu trinken ist. — dahin geht Tigran.

Wo der Tag keine Fröhlichkeit und die Nacht keine Ruhe kennt, wo es vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen raffelt, zischt, hämmert, dröhnt, flirrt, schnauft, brüllt — dahin geht Tigran.

Wo die Erde nicht die sichere sanfte Mutter, sondern ein trügerisches, rastloses, unheimliches Etwas ist, in dem der machtlose Fuß versinkt ohne Mühe und Rettung — dahin geht Tigran.

Wo die Sonne durch keinen Schatten gemildert, auf durchfetteten Abhang bernieder brennt, wo Sonne und Mond vom fliegenden Sandstaub verfinstert sind. — dahin geht Tigran.

Warum denn geht er?

Sehnt er sich aus dem Paradies in die Hölle?

Seine Mutter Anfin weint, es weint Margish, seine Geliebte, es weinen die Freunde und Gespielen.

Warum denn geht er?

Nein, er sehnt sich nicht nach dem Unbekannten. Nein, er malt es sich nicht schön, das Land, wo der schwarze Miese herrscht, obwohl er seine Schrecknisse nicht kennt. Nein, er möchte hierbleiben in seinem Heimatdorf am Berge, wo bald die Maulbeeren reifen, und wo er frei ist, zu gehen, wohin er mag.

Aber

Es ist stunde gekommen, eine festliche stunde.

Der Simon, Tigrans Kamerad, hat seiner Mutter zwanzig Mabel heimgesandt; der Simon ist vor zwei Monaten fortgegangen.

Aber die erste stunde kam nicht von Simon. Simon hatte sie vom Ambarzum aus dem Nachbardorf. Ambarzum war der erste aus dieser Gegend, der fortging aus seinen Bergen nach dem Ort, wo das überfließende Gold aus der Erde spritzt.

Vor dreiviertel Jahren ist Ambarzum fortgegangen, und viermal schon hat er zwanzig Mabel heimgesandt.

Und nun ist er zurückgekehrt, um Tigran mit fortzunehmen.

Warum nicht gehen, Tigran?

Geld! Geld! zwanzig Mabel! Ein Ver mögen in Maaß. Wenn einer das ganze Jahr als Knecht bei einem Bauern dient, gibt man ihm fünfzig, sechzig Mabel, Tigran aber wird nach zwei Monaten zwanzig Mabel an die Mutter schicken.

Simons Mutter kauft Schafe, Schweine, kauft sie; eh' das Jahr um ist — plötzlich wird Simons Mutter eine reiche Frau sein.

Warum nur Simons Mutter? Warum nicht auch die Mutter des Tigran, die fünf Söhne hat? fünf schlank, bärtige, starke junge Pferde, gewandt zu jeder Arbeit? Geh, Tigran!

Anfin weinte, aber sie rüstete den Sohn aus für die Reise.

Tigran weinte, aber er rüstete seine Gedanken für den Abschied. Er wird Geld verdienen und heimkehren, und es wird sich an sammeln, und dann wird er zurückkehren und Verlobung feiern mit Margish.

Margish weinte, aber wer fragte nach Margish' Meinung!

Und vielleicht, — ist er denn nicht etwa schon, der silberne Gürtel, den man für Geld kaufen kann? Vielleicht wird Tigran ihr zur Verlobung einen solchen Gürtel bringen. . .

Auf den Felsen blühen die Nelken, die Rosen knospen im Tal, — lebe wohl, Maaß, mein Heimatdorf, lebe wohl, Mutter, meine Vertraute, lebe wohl, Margish, heimlich Geliebte, lebe wohl, meine Gespielen! (Fortsetzung folgt.)

Der kleine Demonstrant. Wie er in die Massen hineingekommen war, wußte Max selbst nicht. Ehe er sich versah, war er mitten in einem Knäuel von Menschen, von Männern und Frauen, die lebhaft mit einander redeten und einander über die Köpfe hinwegzusehen versuchten.

Eigentlich führte Max' Schulweg von der Zimmerstraße aus in die Wilhelmstraße. Aber den ganzen Morgen hatte er darüber nachgedacht, ob er heute nicht den Umweg durch die Prinz-Albrecht-Straße machen sollte. Da war etwas los, so hatte er den Vater heute früh zur Mutter sagen hören. Der Vater wäre selbst gern dahingegangen, aber seine jetzige Arbeitsstelle war in Halensee, und von dort kam er mittags nicht nach Hause.

Als Max in die Wilhelmstraße einbiegen wollte, sah er die vielen Menschen in der Prinz-Albrecht-Straße stehen, und da besann er sich nicht mehr lange.

„Wahlrecht! Wahlrecht!“

Immer häufiger brauste der Ruf vieltausendstimmig durch die Luft.

Max verstand die Sache nicht so recht. Er hatte wohl den Vater und die Mutter öfter davon reden hören, daß das Wahlrecht so schlecht und ungerecht sei. Aber als er einmal den Vater darum gefragt hatte, hatte dieser lachend gesagt:

„Was das mit dem Dreiklassenwahlrecht ist? Ja, mein Junge, das verstehst Du noch nicht. Merke Dir nur, daß es etwas sehr Schlechtes ist. Die armen Leute, die Arbeiter, ich, Dein Großvater, der Onkel Fritz und alle die anderen Männer, die Du kennst, sollen nichts zu sagen haben. Aber die Leute, die viel Geld haben, wollen auch noch über alle anderen kommandieren, weil sie glauben, daß sie alles am besten wissen. Das ist aber nicht wahr. Na, wenn Du älter geworden bist, wirst Du es schon verstehen.“

Der Vater hatte gewiß recht, hatte Max damals gedacht, die reichen Leute sind nicht immer die Klügsten. In seiner Klasse war der Sohn von dem reichen Fleischer immer der unterste, und Fritz Bergmann, der gar keinen Vater mehr hatte, und dessen Mutter eine arme Kleinmachefrau war, saß immer der erste. Max selbst war immer der dritte oder vierte in der Klasse. Und sein Vater war doch auch nur ein armer Arbeiter.

„Das freie Wahlrecht soll leben! Hoch!“

Einer hatte es laut gerufen, und jetzt riefen es Hunderte und Tausende von Menschen, und wenn sie an der einen Stelle aufhörten, ging es an einer anderen Stelle von neuem los.

Max trippelt von einem Bein auf das andere. Es war kalt, und der Schnee, der vorige Nacht gefallen war, knirschte unter den Tritten der Menschen.

Was war das? Laut erdröhnte ein mächtiger Gesang aus den Massen.

Und jetzt stimmte auch der Menschenknäuel ein, in dem Max stand:

„Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all — —“

Ei, das konnte Max auch. Das hatte er oft singen hören; wenn er mit den Eltern zur Messe war oder zu einem anderen Feste. Auch wenn im Hause Geburtstag oder Silvester gefeiert wurde, und der Großvater und der Onkel und noch anderer Besuch da war, dann wurde es gleichfalls immer gesungen:

„Der Bahn, der Bahn, der kühnen, folgen wir,
Die uns geführt Lassall.“

Ein eigentümliches Zittern ergriff Max. Ihm wurde so seltsam zumute, er fühlte sich so stolz, so gehoben. Mit schauer Ehrfurcht schaute er die singenden Männer und Frauen um sich herum an. Alle sahen so verändert aus, die Augen hatten einen helleren Glanz als sonst, und beim Singen machten sie alle so ernste, feierliche Gesichter.

Jetzt traf der Blick eines älteren Mannes mit dem neugierigen und ehrfurchtsvollen Auge Maxens zusammen.

„Na, Kleiner, singe mit.“

Max errötete. Dürfte er denn als ein Knabe mitsingen? Beschämt schlug er den Blick nieder.

„Kannst Du denn die Marseillaise nicht singen?“

Max nickte.

„Na, denn los.“

Und laut sang der Mann mit dem Chor:

„Das freie Wahlrecht ist das Zeichen,
In dem wir siegen, nun wohl an — —“

Und erst leise, aber allmählich lauter, sang Max mit:

„Die Lieb' soll uns zusammenketten,
Wir strecken aus die Bruderhand — —“

Und manch ein fröhlicher Blick traf ihn, wenn seine helle Knabenstimme hin und wieder in dem lauten Gebrause ihre eigenen Wege ging.

Dann aber entstand ein furchtbares Gedränge. Max hörte laute Rufe:

„Die Verirrten kommen!“

Und schon wurde er von hinten gestoßen, und dann drängte man ihn wieder von der Seite, und schon wollte ihm ein wenig ängstlich zumute werden. Da hörte er die Stimme des älteren Mannes wieder:

„Komm' herher, mein Junge, bleibe immer dicht bei mir, dann geschieht Dir nichts.“



Mäusedorn, Goldorange, Bux und Coniferen.

Im selben Augenblick aber wichen die Menschen erschreckt zurück und Max sah dicht vor sich den Kopf eines schnaubenden Pferdes. Schnell duckte er sich und sprang beiseite. Dann fühlte er sich plötzlich von starken Händen gegriffen und hochgehoben. Drei, vier Männer trugen ihn hoch über die Menschenmasse hinweg.

„Macht Platz,“ riefen sie, „den Kleinen hier! hätte der Schuhmann gleich niedergedrückt.“



Eucalyptuszwelge.

„Pfui, pfui!“ so erscholl es laut aus der drängenden und bedrängten Menge heraus.

Max aber schaute mit Erstaunen über die Massen. Wie viele Menschen standen da! Tausende und Abertausende! Soweit sein Auge reichte, sah er sie stehen, Kopf an Kopf.

Und stolz erzitterte sein kleines Herz darüber, daß er so hoch über alle hinwegragte.

Da, wo die Menschen nicht mehr so eng aneinandergedrängt standen, setzten die Männer ihn nieder.

„Nun laufe nach Hause, Junge, und sage Deinem Vater, Du wärest auch dabei gewesen.“

Max nickte, und als ob er den Männern auch eine Freude machen wollte, sagte er schnell:

„Mein Vater ist auch im Verband!“
„So ist's recht, das habe ich Dir auch gleich angefehen.“

Und voller Freude und Stolz lief Max im Galopp nach Hause.

Ernst Umslob.

Laub- und Fruchtzweige als Zimmerschmuck. Die Blume ist ein ganz vortreffliches Schmuckmittel im Wohnraum, leider ist in vielen Fällen ihre Haltbarkeit eine sehr begrenzte. Dieser Umstand im Verein mit dem Wunsche nach größerer Abwechslung hat mich veranlaßt, zeitweise an die Stelle der Blumen Laub- und Fruchtzweige treten zu lassen. Die ersten Versuche haben nach jeder Richtung hin befriedigt, und aus den Versuchen ist eine dauernde Einrichtung geworden. Vorzugsweise zu den Zeiten, wo die Blumen knapp und kostspielig sind, schmücken Laub- und Fruchtzweige mein Heim. Das ist in sonderheit beim Uebergang vom Herbst zum Winter und dann vom Winter zum Frühjahr der Fall. Im Winter selbst sind die Blumen im allgemeinen nicht so kostspielig, wie mancher denken möchte; seit die Einfuhr von Blumen aus der Riviera einen ausgedehnten Umfang angenommen hat, sind sie auch im Winter verhältnismäßig wohlfeil. Der Abwechslung wegen konnten jedoch bei mir selbst im Winter und im Sommer gelegentlich Laub- und Fruchtzweige in Anwendung.

Das Material ist auf zweifachem Wege zu beschaffen. Im Sommer und Herbst liefern die heimischen Blumen genügend Auswahl; manches davon läßt sich für die Wintermonate aufheben. Im Winter und zum Frühjahr muß meistens das Blumengeschäft oder eine Gärtnerei ausshelfen, das verursacht aber auch nur eine geringe Ausgabe.

Die Anwendung dieses Zimmerschmuckes ist eine recht mannigfache. Dieses wird in Vasen, Krüge oder Gläser in Wasser gestellt, jenes wird um einen Wandteller, über den Spiegel, an einem Stab usw. angebracht, wieder anderes wird einfach auf einen Schrank, einen Vort oder dergl. gelegt. Stets jedoch ist die Verwendung eine sparsame, auf daß die einzelnen Zusammenstellungen nicht gedrückt oder gar plump erscheinen. Auf eine Aufzählung des brauchbaren Materials sei hier Verzicht geleistet. Der gesunde Geschmack und der Sinn für Raum Schmuck werden stets das Richtige treffen.

h. h.

Dromedar und Trampeltier. Ueber die Nützlichkeit und Ausdauer dieser beiden Wüstentiere ist viel geschrieben worden; aber so manches davon gehört ins Reich der Fabel, besonders was die Tragkraft der Kamelart anbelangt und ihr Vermögen, größere Zeitspannen hindurch ohne Wasser auskommen zu können. Wesenswerte Richtigstellungen hierüber finden sich in dem interessanten, an geographischen und ethnographischen Details überreichen Buche „Reise nach Arabien, Kurdistan und Armenien“, von Eduard Nolde (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn), dessen eines Kapitel sich ausführlich mit den hockenden Wüstentieren beschäftigt. Der Verfasser, der des öfteren Wüstenstriche durchstreift hat, plaudert aus der reichen Fülle seiner eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. Er setzt die Maximalleistungsfähigkeit eines arabischen Rennkamels auf 200 Kilometer in 30 Stunden an. Das Vermögen der Kamelart, bei schwerer Arbeit Durst zu ertragen, wird von Nolde im Winter auf 26, im Sommer auf 5 Tage geschätzt; eine saftige Grasnahrung kommt dabei einem öfteren Tränken gleich. Das Trampeltier — das zweihöckerige Kamel — steht dem Dromedar in jeder Hinsicht entschieden nach. Es hält etwa nur zwei Tage lang ohne Wasser aus, und aus diesem Grunde nennen es die Araber auch wohl djemmel moya, d. i. Wasserkamel. Die Tragfähigkeit der Kamelarten ist, nach unserem Gewährungsmass, eine sehr schwankende. Nur schlechtesten kommen die Somalikamelle fort, die im Höchstfalle eine Last von 150 Kilogramm tragen, dann kommen die ägyptischen mit 200 Kilogramm, dann die mesopotamischen mit 225 Kilogramm, dann die Kamelart aus dem Irak mit 250 Kilogramm und schließlich, als die besten, die syrischen mit 330 Kilogramm. Alle diese Kamelart sind Dromedare. Trampeltiere, die nur etwa 15 bis 50 Kilometer zurücklegen, sind, was die Tragfähigkeit anbelangt, bedeutend leistungsfähiger; sie sind inistande, auf längeren Karawanenreisen Lasten bis zu 500 Kilogramm zu tragen. Im allgemeinen gilt ein Kamel bis zu seinem 30. Lebensjahr als vollkommen dienstfähig. Summerhin muß es in guten Händen gewesen sein, denn sonst brauchen es zwei bis drei größere Karawanenreisen völlig auf. Die Behandlung dieser Wüstentiere und der Umgang mit ihnen will von Jugend auf gelernt sein; die besten Kamelreiter und Kamelzüchter soll Arabien liefern, dessen Steinvüsten ohne die Höcker-tiere völlig unweegsam wären. —

Nachdruck des Inhalts verboten!